Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 113 (1987)
Heft: 24

Artikel: Die Liebe des Übersetzers
Autor: Regenass, René / Barth, Wolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-614666

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Liebe des Übersetzers

Von René Regenass

Wie es seine Gewohnheit war: Links und rechts auf dem Arbeitstisch stapelten sich die Bücher. Bücher, die er besprechen sollte. Eigentlich hätte er zufrieden sein können: Wenn auch spät, so hatte er doch erreicht, was seit seiner Jugend sein Wunsch gewesen war – ein bekannter und geschätzter Kritiker, freier Mitarbeiter verschiedener Zeitungen zu sein. Aber er vermochte es sich selbst nicht zu verhehlen: Er fand bei seiner Tätigkeit keine Freude und keine Genugtuung mehr. Verflogen war die Begeisterung. Dieser Zustand, der mit einer Depression nichts zu tun hatte, stellte sich allerdings nicht von einem Tag zum andern, sondern allmählich, schleichend ein. Kaum schaffte er noch eine Besprechung in der Woche.

Wären es gesundheitliche Störungen gewesen, die ihm die Arbeit vergällten, würde er nicht so mit sich gehadert haben. Er hätte es als schicksalhafte Fügung annehmen müssen. Von jemandem gefragt, woran er denn litte, wäre ihm die Antwort schwergefallen. Vielleicht hätte er seinen Zustand mit Verdruss bezeichnet. Verdruss, als packe ihn vor einer Lieblingsspeise der Ekel. Sobald er aufsah, sein Blick auf die Bücher vor ihm fiel, erfasste ihn dieses seltsame Gefühl, das am ehesten mit dem eines übersättigten Magens zu vergleichen war. Manchmal hatte er sogar den Eindruck, er müsse sich übergeben.

Er musste öfter aufstehen, das Fenster öffnen, Luft schnappen, danach ein Glas Wasser trinken, um sich zu erleichtern. Aber er wusste genau, dass das reiner Selbstbetrug war. Die Ursache dieser Beklemmung war nicht organisch bedingt, sie musste woanders gesucht werden. Aber wo? Mit Sicherheit war es kein seelisches Problem, denn er liebte seine Arbeit nach wie vor.

Dieser Verdruss wurde bereits spürbar, wenn er nur an die Bücher dachte, über die er schreiben sollte. Ein einziger Gedanke daran genügte, um die Beschwerden hervorzurufen. Es war eine schreckliche Pein, die ihn quälte, er konnte nicht anders, als von einer Heimsuchung zu sprechen.

Hinzu kam noch die zunehmende Furcht, durch diese Beschwerden überhaupt unfähig zu werden, je wieder ein Buch zu besprechen, und damit seine Existenzgrundlage zu verlieren. Seine Situation schien hoffnungslos.

Er versuchte es mit längeren Pausen; währenddessen hütete er sich, ein Buch auch nur flüchtig anzusehen. Und er fuhr, als dies nichts nützte, für zwei Wochen in den Urlaub – es trat keine Besserung ein. Zu Hause meldeten sich die Symptome erneut, noch hartnäckiger: Atembeschwerden, Übelkeit, einhergehend mit Schweissausbrüchen und unkontrolliertem Zittern der Hände.

Langsam erlahmte sein Wille, er begann, sich in das Unvermeidliche zu ergeben. Er vermochte sich nicht vorzustellen, was er dagegen hätte unternehmen können. Nach wie vor gab es aber für ihn nichts als die Bücher, sie bedeuteten ihm die Welt, die wirkliche. Sie erst verliehen ihm die Kraft, zu leben. So spitzte sich letztlich sein Kampf gegen die Abneigung, Bücher zu rezensieren, auf einen Kampf um Leben oder Tod zu.

Und er wollte doch leben, allein wegen der Bücher!

Die Verzweiflung gewann nach und nach Oberhand. Es war ein Wettlauf mit der Zeit! Die Bücher türmten sich höher und höher, die Termine drängten, er aber brachte immer weniger Energie auf, sich gegen den Verdruss zu wehren.

In dieser ausweglosen Lage schlug sich das Glück wider Erwarten auf seine Seite.

Er befand sich unterwegs in der Stadt, wollte sich einmal mehr zerstreuen. Doch so aufmerksam er darauf bedacht war, seine Schritte ja weit an den Buchhandlungen vorbeizulenken, es geschah dennoch, dass er unvermittelt vor einem Schaufenster stand, die Buchumschläge anstarrte. In seiner Nase verbreitete sich der unnachahmliche Geruch von Papier, Leim und Druckerschwärze, dieser Duft, der ihn jedesmal berauschte. Mit aller Kraft wollte er sich losreissen, damit seine Sehnsucht nicht noch mehr gesteigert würde, bis er die Kontrolle über sich verlöre. Die Beine gehorchten ihm nicht.

Da entdeckten seine gierigen Augen ein Buch, das durch seine Schriftzeichen auffiel. Wie er nochmals durch das Schaufenster blickte, stellte er fest, dass beinahe die ganze Auslage voll war mit diesen fremdländischen Büchern; darüber entdeckte er ein Schriftband: Bücher zur chinesischen Woche.

Während er mit steigender Anteilnahme die anmutig geschwungenen Zeichen betrachtete, sich ihrer Schönheit auslieferte, hatte er die für ihn entscheidende Eingebung. Ihm wurde auf einmal klar, dass sein Verdruss an den Büchern etwas damit zu tun haben musste: Ihn ekelte anscheinend vor dem Schriftbild seiner Sprache, vor den eckigen und bauchigen Buchstaben, von denen jeder ein eigenes, aufdringliches Dasein fristete; kurz – es fehlte die Harmonie.

Wie wäre es, sagte er sich, wenn ich mich künftig der Besprechung von Büchern widmete, die aus China stammen?

Dem stand freilich entgegen, dass er dieser Sprache nicht mächtig war. Er konnte nicht einmal die Titel lesen, geschweige denn einen einzigen Satz.

Der Gedanke liess ihn aber nicht mehr los.

Noch auf dem Weg nach Hause hatte er die Lösung gefunden: Er müsste ja nicht wirkliche Bücher besprechen, er könnte statt dessen fiktive rezensieren, solche, die er erfand.

Zu seiner Überraschung erklärten sich die meisten Zeitungsredaktionen einverstanden, dass er sich – wenigstens für eine gewisse Zeit – der chinesischen Literatur widme.

Zum erstenmal seit langem war er wieder glücklich.

Er brauchte jetzt nicht einmal mehr Bücher vor sich zu haben, er konnte an der Schreibmaschine sitzen und vor einem leeren Tisch seine Besprechungen schreiben.

Es war ein herrliches Gefühl, eine Empfindung, die er bereits verloren glaubte. Und er konnte seiner Phantasie freien Lauf lassen. Er dachte sich die Titel aus, er allein bestimmte den Inhalt. An einem Tag verfasste er bis zu drei Rezensionen.

Sogar die Redaktion der Zeitung am Platz, die ihn bisher geflissentlich übergangen hatte, bemühte sich nun um seine Artikel. Er wurde eingeladen, auf einer Seite die wesentlichen Neuerscheinungen chinesischer Literatur vorzustellen.

Mit besonderer Sorgfalt überlegte er sich die Titel, sie mussten einen Hauch chinesischer Poesie vermitteln. Einer gefiel ihm so gut, dass er ihn mehrmals vor sich hinsprach: «Die Trauben der fernen Hoffnung». Es sei dies ein Buch nicht über die Liebe, wie wir sie hier zur Genüge kennen, schrieb er, sondern über die Liebe schlechthin, erzählerisch eingebettet in die fernöstliche Welt mit ihren Düften und Phantasien, konfrontiert aber auch mit dem Einbruch der modernen Zivilisation. Zwischen Tradition und Fortschritt hin und her gerissen, entwickle sich eine Beziehung zwischen einem alten Mann und einem Mädchen. Ihre Liebe zueinander erfülle sich jedoch nicht im Körperlichen, vielmehr in der Sehnsucht nach ständiger, ungestörter und keuscher Nähe. Und so würden die beiden durch Städte und Landschaften ziehen, immer auf der Suche nach dem Glück absoluter Zweisamkeit. Als dieses Glück aber nahezu erreicht scheine, zerbreche es jäh.

Er schrieb sich geradezu in eine Trunkenheit hinein.

Das Buch «Die Trauben der fernen Hoffnung» wurde zu einem Bestseller, genauer: wäre es geworden, wenn der Roman existiert hätte. Doch es gab ihn nicht, auch nicht auf chinesisch.

Die Buchhandlungen wurden bedrängt, in den Zeitungen erschienen unzählige Leserbriefe, die energisch nach dem Roman verlangten.

Von den Verlagen erhielt er verlockende Angebote, das Buch zu übersetzen. Schliesslich vermochte er nicht mehr zu widerstehen und schrieb das Buch, gab es unter dem Autorennamen Li Yang Fung heraus. Bald waren die ersten hunderttausend Exemplare verkauft, die Kritiker gaben sich begeistert. Fortan konnte er von seinem Honorar als «Übersetzer» leben.

Eine tiefe Genugtuung beseelte ihn: Nun war er nicht bloss ein Rezensent, sondern Schriftsteller, wenn er auch nicht unter seinem Namen publizieren konnte. Er schrieb weitere sogenannte Übersetzungen von Büchern dieser Li Yang Fung.

Nun wurde die chinesische Botschaft auf diese bisher unbekannte Autorin aufmerksam. Er erhielt eine Anfrage, ob er nähere Angaben zu dieser Schriftstellerin machen könne. So ersann er einen Lebenslauf, der an Abenteuerlichkeit nichts zu wünschen übrigliess. Anhand einer Landkarte legte er die Stationen dieser Schattenautorin fest, zog weitere Bücher über China zu Rate, um keinen Fehler zu begehen. Offenbar meisterte er die Aufgabe überzeugend. Eine letzte Hürde, um seine Urheberschaft weiterhin geheimhalten zu können, war aber noch zu nehmen: Die Botschaft erbat sich ein Exemplar der «Trauben der fernen Hoffnung» in der Originalsprache.

Nach langem Überlegen teilte er der Botschaft mit, dass es der ausdrückliche Wunsch der Autorin sei, ihre Bücher im Westen nicht in der chinesischen Sprache zu verbreiten.

Nachdem er vier Bücher veröffentlicht hatte, stets nur als Übersetzer der Li Yang Fung aufgeführt worden war, erschien es ihm ratsam, damit aufzuhören, bevor unüberwindliche, folgenschwere Hindernisse auftauchten. Er lebte gut und zufrieden in einem von den Honoraren gekauften Landhaus, und diesen Wohlstand wollte er sich nicht verscherzen.

Nach ungefähr zwei Jahren beschaulicher Ruhe bekam er eine Einladung aus China. Man wolle seine grossen Verdienste um die chinesische Literatur, besonders um die Schriftstellerin Li Yang Fung, würdigen.

Diesen Triumph wollte er sich trotz anfänglicher Bedenken nicht entgehen lassen. Er reiste nach China, jedoch erst, als er sich in einem Intensivkurs bei einem Privatlehrer die chinesische Sprache einigermassen angeeignet hatte.

Er wurde überaus gastfreundlich empfangen, mit Ehren überhäuft und in verschiedenen literarischen Kreisen herumgereicht; auch durfte er an der Universität Kanton ein Referat halten, zuvorkommenderweise auf deutsch. Immerhin versäumte er diese Gelegenheit nicht, wenigstens die Einleitung auf chinesisch vorzutragen.

Gegen den Schluss seines Aufenthaltes wurde ihm, nach tagelangem Getuschel seiner Begleiter, eine junge, zierliche Frau vorgestellt, die sich als Li Yang Fung zu erkennen gab. Sie schenkte ihm ein Buch, dessen Titel «Die Trauben der fernen Hoffnung» lautete.

Wissen Sie, sagte ihm die Frau, ich habe Germanistik studiert und bin so auf Ihr Buch gestossen. Da fasste ich den Entschluss, es ins Chinesische zu übersetzen.

Mit jedem Tag kamen sie einander näher. Er musste feststellen, dass er sich als alter Mann in diese Li Yang Fung verliebt hatte; er durfte sogar annehmen, dass auch sie ihm ihre Zuneigung schenkte. Sie wurden mehr und mehr zu dem Paar, das er in seinem Roman «Die Trauben der fernen Hoffnung» beschrieben hatte. Glücklich durchstreiften sie das Land, waren überall willkommen. Doch seine Abreise nahte, ein weiterer Antrag auf Verlängerung seines Aufenthaltes fand keine Gnade bei den Behörden.

Die Trennung war schmerzlich.

Als das Flugzeug auf dem Flughafen seiner Heimatstadt landete, wusste er, dass sein Leben zu Ende war. Im Taxi nach Hause erlitt er einen Herzinfarkt. Sein letzter Gedanke galt der jungen Frau, der er zu schriftstellerischem Ruhm verholfen und die ihm im Alter noch das Glück der Liebe geschenkt hatte.

ILLUSTRATION: BARTH